

Eugen Skasa-Weiß

Die Füße hätten nie soweit getragen . . .

Norwegen hat eine unaufhörlich lange Küste und noch viel längere Nächte, dahinter die unterschiedlichsten Menschen. Mit einem einsilbigen „Skaal“ und einem doppelstöckigen Korn kommt jeder gesund bis zum Nordkap, und in durchnebelter Mitternachtssonnenlaune wieder zurück nach Oslo, vorbei an flechtenkrustigen Felsbrocken, Milliarden Ameisenhaufen, smaragdgrünen Fjorden und polarnachtgebleichten Mädchen, die Aslaugh und Aase heißen. Ikke heißt nicht, ingenting nichts, fisk einfach Fisch, ingen fisk keinen Fisch: soviel weiß nach acht Tagen jeder. Wann (geschrieben vann) bedeutet nur Wasser, vekkerklokke Wecker und statt danke sagt man tusen takk; wer gefüttert wurde, ehrt die Hausfrau mit einem geflüsterten „Takk for mat“.

In dem grünen Bergen, das in einem Regennetz hängt, habe ich das Denkmal eines Mannes gesehen, der selbst als Denkmal beide Hände in den Hosentaschen ließ, an der schwedischen Jämtlandgrenze fand ich eine Lappenhütte, in der die Familie mitsamt ihren Gästen auf sternförmig ausgestreuten Rentierfellen schlief. In der Mitte bollerte der Kanonenofen, von der Decke hing ein Taschenlampenbirnchen an einer Kabelschnur, und wenn sich das Windrad über dem Dachfirst drehte, warf das Birnchen Funken und jeder sah für einen Moment, was der andere für einer war.

Polarnorwegen ist in allen seinen Teilen das Gegenteil von dem, was wir von ihm erwarten. Seine Pilze sind groß wie Trollschirme, seine Birken klein wie schwedische Streichhölzer, seine Dentisten zahlreich wie die ausgefallenen Zähne, die sie unaufhörlich neu erschaffen – „Tannlaege“ ist ihr Name. Auf den Lofoten grasen mitten im Winter die winzigen Kühe, in den Polarnächten jagen sich Nordlichter. Doch der Polartag, der lange, monatelange Polartag sollte nie enden: weil er blaustichige Bilder vermittelt, wie ein farbenzartes Jenseits für uns ausgehen könnte, wie wir es endlich endlos haben möchten. . . .

Liebe zu Polarkühen

Die Kühe über dem sechsundsechzigsten Breitengrad sind weiß Gott keine virgilischen Kühe, und ihren Stieren, die Bernhardinern mit weitausholenden Hörnern gleichen, fehlt das cholerische Blut der kleinen Stiere in der Camargue. Sie weiden schweisgsam an der Grenze des Lebens, geringe Hungerkünstler neben ihren kleinen Damen.

Stünde diesen zähen Geschöpfen des wetterwendischen Nordlandhimmels der Ernst des Lebens nicht gar so deutlich auf den Stirnen geschrieben, so könnte man sagen, daß sie holzgekerbt wie Spielzeugfiguren zwischen ihren Preiselbeerweiden stehen – aber das Holzgeschnitzte an ihnen macht einen unsäglich kargen Eindruck. Die Ratlosigkeit, mit der sie den ganzen Tag über Felsen und Wacholderbüsche hinwegsteigen, nimmt ihren Leibern die kuhwarme Sanftmut.

Sie sind stumpfsinnig, wie alle Kühe, aber in einem größeren Maße neugierig und begriffsstutzig. Es ist eine polarnorwegische Art von Neugier, wie sie Hamsuns „Weiber am Brunnen“ durcheinanderbringt. Richtig, wenige Kilometer von hier entfernt war Hamsun vor vielen Jahrzehnten Ladenschwengel im einzigen Kramladen des kleinen Halbinseldorfes Korsnes.

Wie alle Gebirgskühe tragen die Polarkühe kleine Glöckchen am Hals und läuten auf Schritt und Tritt. Aber seltsamerweise erinnert dieses Geklingel nicht an die Almkühe von Tirol oder Oberbayern. Es fehlt den Nordlandkühen die Breite, das Dösende; dieses gemütvolle Wiederkäuerwesen und der satte Geruch aus Milch und Fladen.

Natürlich geben Polarkühe Milch, und diese Milch schmeckt nach Kräutern, die keiner beim Namen kennt. Wer genauer hineinsieht, entdeckt mit zurückgeschobenen Lefzen, daß diese Milch ihre Kräfte noch aus anderen Stoffen als aus der Flora der Eismeerfjorde bezieht.

Bisweilen stehen die kleinen Kühe unwürdig im Kreise um stinkende Abfallhaufen, verstohlen wie große Hunde. Die vorderen wühlen mit schnaubenden Nüstern zwischen Fischköpfen, Asche und Kartoffelschalen, in eigentlich schweinischer Weise. Wo sie einen Pferdeapfel am Wege auftreiben, verjagen sie die Nordlandspatzen und schnuppern darin nach irgendwelchen Delikatessen.

Man wird glauben, daß ich die kargen Polarkühe ungerecht karikiere, wenn ich sage, sie fressen Papier. Sie tun es begeistert. Sie werden im Winter mit aufgeweichtem Papier gefüttert – denn woher sollte hier Heu kommen, wo das knapp fingerhohe Gras schon im September vom ersten Schnee überdeckt wird? Freilich werden sie nicht mit Pappkartons, Briefen, Zeitungen und Aktenstößen gefüttert, die im Sommer vor ihrem geschulten Geschmackssinn jedoch nicht sicher sind. Aber solche Bissen sind im Polargebiet schlecht hin rarer als Kühe. Man wirft ihnen tafelförmig gepreßte Zellulose in die Krippen, die sie fortschrittlich hinunterschlingen, denn Zellulosefütterung ist ein ausgesprochener Fortschritt. Den langen dunklen Schacht des Polarwinters verlassen sie allerdings als Skelette. Ihre Wintermilch schmeckt nach Pappendeckel, Sud und gern ein wenig fischig.

Mit Brotrinden sind diese kleinen Polarkühe, die mit weitgeöffneten Nüstern wittern, wenn man ihren Trott über Moorpfützen und Felsen kreuzt, von ihrer lachhaften Menschenscheu etwas zu kurieren. Man muß ihnen Brotrinden stehend reichen; denn bei allem Stumpfsinn sind sie überaus wehrhaft. Jedes Lebewesen, das nur ein wenig kleiner ist als sie selbst, nehmen sie mit trotzig gesenkten Schädeln an und stoßen es zuschanden: Hunde und Füchse und Menschen, die beim Moltebeerpflücken gebückt durch das Moor kriechen. Ihr Mut wird erst dann gehemmt, wenn sich der Beerenpflücker jäh zu voller Größe erhebt.

Unter der Mitternachtssonne durchwildern sie das braungüne Geklüft, durchwaten ungehütet Moore, die ihnen mitunter hoch über die Schweifquasten klatschen, halten ihre hornlosen Stirnen pfeifenden Polarwinden hin, grasen im melancholischen Regen, mit den ewig mahlend gesenkten Schädeln oft in niederhängenden Wolkenfetzen verborgen. Der odysseusartige Ochse mit den Messingkugeln an den Hörnerspitzen führt sie an. Sie gehören zur Mitternachtssonne wie die fröstelnden Birken, die hartherzigen Gletscher mit

den unverwüstlichen Schneeschabraken, die kummervollen Föhren und die hastigen Elstern zwischen den Wacholdermooren.

Mausfarben, gescheckt, tabakbraun, weiß mit dicken tiefschwarzen Schminkstrichen über den Bullaugen, tapsig wie ungeschlachte Kälber und dennoch von finstern nordischen Ernst, starren sie über die Drahtzäune der kleinen Gärten, die der Schullehrer und der Pastor dem Torf- und Heideland abgerungen haben. Hier beginnt für sie das Himmelswunder einer verklärten Welt, von deren Dasein weder die Saga ihrer dumpfgefräßigen Vorfahren noch die Träume ihrer Mägen etwas ahnten. Manchmal fand ich eine dieser Polarkühe, es war Sigurd, die schwarze mit der weißen Fellbrille, bestürzt dem Studium eines Mistbeetfensters ergeben. Wie ein Bauernjunge, der zum ersten Mal in der großen Stadt das Schaufenster eines Spielzeugladens entdeckt, verlor sie sich in das magische Bild sprossender Radieschen, durchsichtiger Salatpflanzen, überzarter Erbsenkeime – hatte dieses Land derartige Kinder des warmen Südens jemals getragen, war es dafür vorgesehen?

Ergriffen blies Sigurd mit weitgespreizten Nüstern an den Fugen des göttlichen Mistbeetes entlang, von Zeit zu Zeit hündisch umheräugend, ob kein Mensch ihre Sündenandacht mitansah.

Wenn alle wußten, daß die Menschen zur Ruhe gegangen waren, trottete die ganze Herde nach Mitternacht, im dunkelgoldenen Sonnenschein, an den rohen Drahtgeflechten der Lehrer- und Pastorengärtchen entlang – manchmal wurde ein Ochse übermannt von soviel Appetitlichkeit und trompetete wie ein Elefant. Und manchmal gelang es einem solchen Tantalus, sich zwischen die Drähte zu quetschen und mit glückstrahlendem Maul Spinat, Salatpflänzchen und blutjunge Rettiche zu erwischen. Welche Lust ist die Gabe des Wiederkäuens nach einer solchen Sünde!

Erst in einem Trondhjemer Drechslerladen fand ich meine Polarkühe wieder, klein und verkorkst wie Nordlandbirken und Fjordföhren. In einen Holzteller eingebrennt, eckig, ausgedörrt, beschäftigt mit einem Fetzen Papier. Das Tröndelag, das Heu und Vieh exportiert, lacht auf diesem Karikaturenteller über die winzige Trollkuh des hohen Nordens. Heu und Grummet geben Fjell und Moor nicht her, aber man lebt, sogar als Kuh. Das schneeweiße Futter, das aus den sturmgeschaukelten Kuttern ausgeladen wird, sieht appetitanregend aus wie Innereien einer modernen Druckerei.

Johannisbeeren auf den Vesteraalen

Lödingen auf den Vesteraalen wird von der Sonne mehr geliebt als das Felsgeschwader der Halbinseln gegenüber am Festlandrand.

Auf Baröen und Hamarøy drüben wird es kalt und zugig sein, in Lödingen sind die Winde nahezu schwül. Die Frauenmantelblätter am Wegrand falten sich breit wie die winzigen Rhabarberblätter gegenüber am Tysfjord. Sonntagabends gehen die Piken Arm in Arm über die Straßen, nicht zwei oder drei, sondern sicherlich mehr als zwanzig hintereinander, Mädchen mit allen Hüten, Haaren, Kletterhosen und Pfauenkleidern, die ihr erdenken könnt, Mädchen mit klaren Nordlandgesichtern, die einen nicht nur über dem sechs- und sechszigsten Breitengrad dazu verleiten könnten, sich rasch nach ihnen umzusehen.

Zwei Matrosen mit Flatterbändern, ganz allein auf der Promenade. Über ihnen hängt vom Himmel die Sonne wie eine ovale Weinbeere, wie von einem Sonntagsmaler matt und grün ins Blau gekleckst.

Durch ihre Seemannsbeine läuft ein Hündchen, wie eine kollernde Rußflocke so weich und schwarz und fettig, und ihre großen Hände halten eine Tüte Johannisbeeren.

Beere für Beere prall und sichtlich sauersüß. Hinter diesem Zaun leuchtet das saftrote Wunder des kühlen Vestfjords: aus dunklen Sträuchern Traube an Traube reifer Johannisbeerglanz.

Ein rundes Schwein sehe ich marzipanfarben durch eine Pfütze torkeln. Ein Telegrafnamt steht an der Promenade wie ein knusperbraunes Holzschloß; ein Treibhaus und ein Uhrmacher. Zum Hafen zu ein richtiges Kino – was für eine gewaltige Stadt, welches San Francisco ist Lödingen für Leute aus der nebligen Polarprovinz!

In den Vorgärten blühen Löwenmäulchen, apfelsinenschwere Ringelblumen, gefüllter Mohn und spröder Eisenhut.

Überhaupt wirkt diese Straße von Lödingen wie eine feierlich grüne Kurpromenade mit hölzernen Pensionen und Sanatorien auf steinernen Kothurnen. Treppen führen hinan. Es sind taubenblaue, grauweiße und erdbeerrote Hauswürfel, akkurat und geputzt.

„Hier gibt es nur alteingesessene Norweger“, sagt der Probst und lächelt leicht über sein kühles Nordprofil hin, „die Lappen haben vor dem Vest- und Ofotfjord plötzlich Halt gemacht“.

Dafür gibt es Hühner im ganzen Kirchspiel, kleine und geschäftige, und eine Buchhandlung hat man auch. Grell verpackte Geduldspiele, ziegelrote Holz-Enten, „Anakreons Sänge“ und ein Kriminalheftchen „25 spannende öieblikke“ mit einem angstbebenden grünen Gesicht auf dem Titelblatt haben im Schaufenster zueinander gefunden.

Vorn am Hafen glitzern die neugierigen Glasaugen des Cafés. Am Kai ist kleines Leben. Fischer mit tropfenden Dorschbündeln am Arm, der bitterteerige Hafengeruch, gedehntes Heulen der Schiffspfeifen.

Unten am Pier liegt der Dampfer „Salten“. Ich handle um einen Kutter in die Vallebugt hinter dem giftblauen Berg Vallet. Dort liegt über Finnhamen eine schräge Felswand mit den uralten Figuren von Eisbären, Tümmelern, Seehunden und Rentieren. Es sind Steinzeitfiguren wie jene bei Leiknes am Tysfjord. Von Leiknes und Finnhamen aus haben sich die Felszeichnungen der nordischen Steinzeitjäger wahrscheinlich ausgebreitet. Finnhamen heißt nichts anderes als Lappengarten.

Den Kutter bekomme ich nicht. Die Fjordwellen sind mittlerweile weißkörnig und flackig geworden, der Kutter würde tanzen wie ein rumgetränkter Potwal; außerdem sind die Strich-Seehunde in der Vallebugt für den Fischer kein klares Ziel.

Auf der Straße neben dem Hafen wimmert ein verlaufenes Zwergböckchen. Der schwarze kleine Hundestruwwelpeter, der den Matrosen folgte, wirbelt um seine Zottelbeine und kläfft. Das Böckchen meckert und blökt, es hop-

pelt hilfesuchend in meine Spur. Aber wer traut einem verlaufenen Böckchen? In seinem Geblök schwingt Anklage, Kampfeslust und Verlassenheit. Ich gehe schneller, und das Böckchen läuft ebenfalls schneller, es wird mir peinlich zumut, denn aus den Fenstern der beiden grasbedeckten Fischerhäuschen lugen lachende rübenknabbernde Piken, und ein staubaufwirbelnder Straßenkampf mit so einem sturen nordnorwegischen Böckchen wird selbst dann ein würdeloses Spektakel werden, wenn ich als Sieger daraus hervorgehen sollte.

Ein paarmal senkt es die Hörner hinter meinen Absätzen, schon klettere ich kurzentschlossen die Felswände hoch, und das Böckchen klettert mir hartnäckig nach. Der Blick, den ich ihm zuwerfe, warnt es dringend. „Ich werde dir den Hals abdrehen“, sagt dieser Blick, „und dich am Griff deiner Hörnchen hinunterschleudern.“

Das Böckchen sieht abschätzend zurück und findet geistesgegenwärtig ein Büschel Gras, an dem es knubbeln kann – und mittlerweile liege ich längst hinter den Felsen und fülle meine Hand mit Preiselbeeren. Granatrot dunkeln sie in der Abendsonne.

Einige schmecken wie herbe kleine Heimatäpfel, so sehr hat die Sonne sie am Fels durchglüht, und die letzten blauen Ampeln der Heidel- und Blockbeeren haben schon bittersüßen Weingeschmack vor lauter Sonnenabschiedsschmerz.

Über den stichflammenblauen Zinnen der Lofoten zittert das dünne Licht eines voreiligen Sterns. Wie dünn wird die Mitternachtssonne schon. Bald knistert das Nordlicht aus den langen Nächten, und die Vesteraalen versinken mitsamt dem Tysfjord und dem Böckchen im zuckenden Dunkel.